

Gmünder Heimatblätter

Nummer 4 SCHWÄBISCH GMÜND, Februar 1951 12. Jahrg.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

A. Deibele (Fortsetzung)

Dörfer werden in unserer Nachbarschaft errichtet

Nachdem die Markungen ausgeschieden waren, ging man daran, Dörfer zu errichten. Zunächst suchte sich das Dorfhaupt, der Sippenführer, den besten Siedlungsplatz heraus. Dieser lag meist etwas erhöht, möglichst in der Nähe des Brunnens. Um ihn herum bauten sich die übrigen Glieder der Sippschaft ihre bescheideneren Wohnsitze samt den Wirtschaftsgebäuden. Es ist anzunehmen, daß die Bauplätze durch das Los verteilt wurden. Die Häuser dieser Dörfer bildeten einen unübersichtlichen Haufen, ein sogenanntes Haufendorf. Heute noch haben sich die Dörfer unserer Nachbarschaft in ihrem Kerne den Charakter der Haufendörfer erhalten.

Rings um die Siedlung wurde ein Zaun oder Etter gezogen. Daher kommt der noch heute gebräuchliche Ausdruck: innerhalb oder außerhalb Etters, also innerhalb oder außerhalb des Dorfzaunes. Der Zaun wurde wegen des Viehs errichtet, ermöglichte aber auch eine wirksame Verteidigung und schützte vor Dieben. Hin und wieder wurde er durch einen Graben verstärkt.

Um die Wohnhäuser standen, wie heute noch, einzelne Bäume; auch kleine Gemüsegärten waren zu finden. Allerdings war die Auswahl an Gemüsearten nicht groß. Doch kannte man in jener Zeit schon Linsen, Erbsen, Saubohnen, Rüben, von den Obstbäumen wohl nur den Apfelbaum. Die meisten unserer heutigen Gemüse- und Obstarten wurden erst später, meist durch Missionäre aus südlichen Gegenden vermittelt.

In nächster Nähe des Dorfes wurde der Friedhof angelegt. Die Toten wurden damals mit Waffen und Schmuck der Erde übergeben. Die Gräber liegen in regelmäßigen Reihen, so daß jene Friedhöfe den unseren in der Anlage gleichen. Aus der Größe des Friedhofes kann man auf die Größe der Siedlung schließen. Ein mittleres Dorf mag damals 60—80, später das

Doppelte an Bewohnern gezählt haben. Ein kleiner Reihengräberfriedhof wurde bei Zimmern festgestellt. Andere Grabfelder aus jener Zeit mögen von den wachsenden Gemeinden längst überbaut sein.

Außerhalb Etters lagen die Feldstücke und Weiden. Zuerst suchte sich der Sippenführer die besten Stücke für seinen Eigenbedarf heraus. Als Breite (Ackerland) und Brühl (Weideland) können wir in vielen Gemeinden noch den Besitz dieser alten Herrenhöfe feststellen. Breite und Brühl heben sich durch Größe und Güte des Bodens meistens deutlich von den übrigen Grundstücken ab. In manchen Gemeinden läßt sich auch der alte Herrenhof noch feststellen. So dürften in Wetzgau die beiden Bauern Uebele und Stegmaier, in Iggingen der Bachbauer (Alois Pfister) die einstigen Herrenhöfe zum größten Teile besitzen.

Der übrige Teil der Markung stand den Bauern zur Verfügung. Ursprünglich wurde die Markung wohl gemeinsam bebaut und der Ertrag nach der Kopfzahl verteilt. Später folgte eine Aufteilung der Markung unter die Bevölkerung. Große Stücke der Markung aber wurden nicht aufgeteilt, sondern blieben als Allmende Eigentum der Gemeinde. Reste dieser Allmende haben sich bis in unsere Zeit erhalten. Große Allmenden besaßen z. B. Gmünd, Oberbettringen (Gügling u. a.), Iggingen (Bullenfeld, Heid), Wäschenbeuren und andere Orte. Die dem Dorfe nahe gelegenen Grundstücke wurden für den Anbau bestimmt. An der Grenze der Markung lagen Oede, Heide und Wald. In größeren Zeitabschnitten wurde zwischen Ackerland und Oedland abgewechselt. Beim Ackerland wurde wiederum zwischen Pflugland und Brache unterschieden. Der Mangel an Düngemitteln zwang dazu. Als Viehweide dienten das Oedland, die Brache und die abgeernteten Felder. Später wurden noch besondere Viehweiden aus der Markung herausgeschnitten und diese gemeinsam benützt. Jeder Bauer durfte nur eine bestimmte Anzahl von Rindern auf diese Weiden schicken. Die Eichen unserer Wälder mußten die Schweine ernähren; denn die Kartoffel war noch nicht bekannt. Angebaut wurde damals schon Weizen, dann Gerste, Emer (eine Sorte Weizen), Einkorn, Hirse, Roggen und Haber. Die Hauptbrotfrucht war bei uns bis in die neueste Zeit der Dinkel. Heute muß er überall dem Weizen weichen.

Wie wurde die Feldflur unter die Bauern verteilt? Zuerst zerlegte man die gesamte Ackerflur in drei große Teile, die man Oesche oder auch Felder nannte. Die Oesche wurden wieder in große Stücke, die Fluren, aufgeteilt. In den Flurnamen lassen sich diese Stücke heute noch erkennen. Von jeder Flur bekam jeder Bauer ein Stück durch das Los zugewiesen. So wurde die Feldflur wohl gerecht verteilt, aber der Besitz der Bauern war recht zersplittert.

Wie wurde die Feldflur bebaut? In dem ersten Jahr wurden in dem einen Oesch, dem Sommerfeld, nur Sommerfrüchte angebaut. Der zweite Oesch, das Winterfeld, war für die Winterfrucht bestimmt. Der dritte Oesch, die Brache, blieb unbebaut liegen, diente aber als Viehweide später zum Anbau der Hackfrüchte. Im zweiten Jahr wurde mit dem Anbau gewechselt. Das Winterfeld wurde zum Sommerfeld, das Sommerfeld zur Brache, die Brache zum Winterfeld. Im folgenden Jahr wurde der Anbau der Felder wieder um eine Stufe weitergerückt, so daß im 4. Jahr der Anbau wie im ersten Jahr erfolgte. Diese Art des Wirtschaftsbetriebes heißt Dreifelderwirtschaft. Sie ist ein Kennzeichen jeder alten, auf bäuerlicher Grundlage

entstandenen Gemeinde. Der Mangel an Feldwegen machte den gleichmäßigen Anbau der Oesche zur Notwendigkeit, weil viele Güter nicht an einen Weg grenzten, sondern die Besitzer über die Grundstücke der Nachbarn fahren mußten. Gleichartige und gleichzeitige Bebauung der Felder, der sog. Flurzwang, ergab sich also von selbst. In Gemeinden, in denen die Feldbereinigung noch nicht durchgeführt ist, läßt sich die Dreifelderwirtschaft in ihren Grundzügen noch gut erkennen. Allerdings ist heute das Brachfeld durchweg mit Hackfrüchten bebaut, was erst durch den Kunstdünger möglich wurde.

Neben der Bestellung der eigenen Felder hatten die Bauern ursprünglich noch in Fronarbeit den Herrenhof zu bebauen. Der Sippenführer hatte dafür die Geschäfte zu erledigen, die heute etwa dem Bürgermeister zukommen.

Reichten die Ackerstücke nicht mehr aus, so wurde ein Teil des Ödlandes oder des Waldes umgebrochen. Diese neueren Feldstücke lassen sich oft noch an Flurnamen wie Eichbühl, Tannäcker, Birkenhau und ähnlichen oder noch besser durch die Zusammensetzungen mit Reute, Rode, Schwand, Brend, Seng, Hau, Gehau oder Ghäu erkennen. Oft aber blieb nichts anderes übrig, als einen Teil der Bauern auszusiedeln. Diese gründeten dann, möglichst in der Nachbarschaft, neue Dörfer, die meist mit dem Mutterdorf noch lange in enger Beziehung blieben. So ist sicherlich Unterbettringen eine Tochtergemeinde von Oberbettringen, Unterböbingen von Oberböbingen und Untergröningen von Obergröningen. Die Bauern dieser neuen Dörfer verteilten die Flur ganz nach Weise ihrer Vorväter und arbeiteten nach der Dreifelderwirtschaft. Anders war es, wenn die neue Siedlung nur ganz wenige Bauern umfaßte. Da war eine solch umständliche Aufteilung der Flur nicht notwendig. Solche Siedlungen bekamen ein ganz anderes Gesicht; es waren Weiler. Wir finden solche bei uns besonders der Alb entlang, wo einzelne schmale, aber fruchtbare Zungen des Schwarzen Juras gegen das Remstal vorstoßen. Auf ihnen liegen Metlangen, Reitprechts, Lenglingen, Schönbronn, Beiswang, Buch. Auch nördlich der Rems finden wir auf solch schmalen Jurazungen Weiler. Manche dieser Weiler sind in den letzten hundert Jahren stark angewachsen, aber ihre Flureinteilung läßt sie unzweifelhaft als ursprüngliche Weiler erkennen. Die Weiler im Welzheimer Wald, wie Hellershof, Hundsberg, Walenheim, Kapf u. a. sind erst viel später aus Einzelhöfen entstanden.

Das alte Kirchlein zu Straßdorf

Dr. Anton Schurr

In einem viele Jahrtausende währenden Prozeß haben vom Remstal her der Heuselbach und das Dorfbächle sich immer tiefer in das Gestein hineingegraben und am nördlichsten Teil von Alt-Straßdorf auf der untersten Schicht des Juragebirges, auf dem Schwarzen Jura (Liashochfläche), einen an drei Seiten frei gelegenen Sporn herausgemeißelt. Und hier auf diesem Sporn erhebt sich hoch und anmutig das alte Kirchlein und strebt aus dem mauerumgebenen, sehr schön gepflegten Friedhof empor. Dieses Kirchlein ist das älteste Denkmal, das aus altersgrauer Zeit hier am Ort bis auf unsere Zeit dank der Einsicht der Straßdorfer Bürger glücklicherweise erhalten geblie-



Gmünder Heimatblätter

Nummer 5 SCHWÄBISCH GMÜND, März 1951 12. Jahrg.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Wie entstand Gmünd?

Die Entstehung unserer Heimat läßt sich nur aus ihrer Lage erklären. Vor dem Albrand breitet sich in Schwaben eine flachwellige Landschaft aus, deren oberste Schichten aus den Gesteinen des Schwarzen Juras oder Lias bestehen. Bei uns reicht dieses Flachland vom Hohenstaufen, Rechberg und Rosenstein bis hinüber zu den Höhen des Welzheimer Waldes und bis nahe an den Kocher bei Untergröningen. Hier liegen fette Ackerböden und saftige Wiesengründe. Dort breiten sich auch unsere alten Dörfer aus wie Wäschenbeuren, Bargau, Mögglingen, Böbingen, Iggingen, Heuchlingen, Schechingen, Göggingen, Alfdorf. Dieses Bauernland ist von der Rems und ihren Zuflüssen stark zerschnitten worden. Die Rems hat z. B. von Mögglingen ab sich durch das fruchtbare Liasland hindurchgenagt und die darunterliegenden Sandsteine des Keupers freigelegt. Die Täler sind nun eng, die Böden sandig und wenig ertragreich, zudem den Ueberschwemmungen der Rems und ihrer Zuflüsse ausgesetzt. Eine solche Landschaft ist von Natur aus kein Bauernland. Wir finden deshalb im Tale der Rems von Böbingen bis Lorch keine große Bauerngemeinde; ja, manche kleine Siedlung wie Rinderbach, Eytigkofen, Brogenhofen ist wieder verschwunden. Das heute stark angewachsene Hussenhofen ist kein Bauerndorf, sondern eine Arbeiterwohngemeinde.

Anders wird das Bild, wenn wir unsere Heimat nach der Verkehrslage untersuchen. Von Cannstatt aus führt das Remstal genügend breit, ohne Schlingen und Engen, in gerader Richtung nach Osten. Es gewinnt in Aalen, ohne zuvor eine hindernde Wasserscheide überwinden zu müssen, Anschluß an die Straße zur Donau, zum Ries und zum Nürnberger Becken. Zu dieser Hauptverkehrsachse führen von Norden und Süden zahlreiche kleine Täler von den fruchtbaren Liasebenen und damit von unseren alten Dörfern. Manche von diesen Tälern zielen geradezu auf das Remstal bei Gmünd. In

diesen Tälchen vollzog sich ursprünglich der Verkehr. Ja, viele Dörfer auf der Hochfläche, selbst wenn sie auf derselben Seite der Rems liegen, müssen heute noch beim Verkehr unter sich die Remstalstraße benützen, weil die tief eingeschnittenen Tälchen die nächste Verbindung sehr schwierig machen. Man denke sich etwa den Verkehr zwischen Iggingen und Mutlangen. Da bleibt nichts anderes übrig, als in das Remstal hinab- und bei Gmünd wieder hinaufzusteigen.

Welche alten Wege führen auf unsere Stadt zu? Da zieht sich durch das Schießtal der Weg nach Herlikofen, Brainkofen, Iggingen, Göggingen, Eschach und Schechingen. Durch die Kleine Schweiz erreicht man Mutlangen, Spraitbach, Lindach, Zimmerbach, Durlangen, Ruppertshofen. Das Taubental weist nach Wetzgau und Deinbach, das Rotenbachtal nach Pfersbach und Alfdorf. Gegenüber, am Schierenhof vorbei, gelangen wir nach Straßdorf und weiter über Wißgoldingen ins Filstal. Das Tal des Waldstetter Baches führt nach Waldstetten, Bettringen, Weiler, Weißenstein. Hinter dem Buch geht ein alter Weg nach Oberbettringen und Bargau. Alle diese Orte, und damit der größte Teil unserer Kreisgemeinden erreichen auf dem Boden der Markung Gmünd den bequemsten Anschluß an die Remstalstraße. Auf unserer Markung überschritt man meist die Rems, um von der diesseitigen zur jenseitigen Talseite zu kommen. Ein Platz, auf dem eine solche Menge von Wegen zusammenführt, ruft geradezu nach einer Siedlung, allerdings nach keiner Bauernsiedlung, sondern nach einer Verkehrssiedlung.

Zur Steinzeit war die Höhenstraße zwischen Rems und Lein mehr benützt als die Remstalstraße. Sie zog sich — gut erkennbar — auf der Wasserscheide dahin und wird heute noch streckenweise als Feldweg benützt. Sie gewährte nach allen Seiten freie Sicht und war nirgends durch Taleinschnitte gehemmt. Dieser uralte Weg wurde von einem zweiten gekreuzt, der aus der Gegend von Spraitbach kam. Er überquerte die Rems bei der Freimühle und führte weiter über das heutige Straßdorf zum Filstal. Aus jenen längst vergangenen dunklen Zeiten kennen wir eine Reihe von Siedlungen an den sonnigen Hängen nördlich und südlich der Rems und Tausende von Steinwerkzeugen oder Reste von solchen. Wir kennen auch verschiedene befestigte Zufluchtsstätten, wie auf dem Rosenstein, dem Hochberg, bei Lintal und Vordersteinenberg. Sie beweisen, daß auch in jenen fernen Zeiten unsere Heimat nicht menschenleer gewesen ist; aber jene Völker sind verschwunden, ihre Kulturen dahin, und auf die Besiedlung unserer engsten Heimat haben sie keinen Einfluß ausgeübt. Erst die Römer haben siedlungsgeschichtlich auf unsere Heimat eingewirkt, und es ist durchaus möglich, daß Lorch und Welzheim bis in die Römerzeit zurückreichen. Im Remstal bei Gmünd aber bestand höchstens ein ganz bescheidenes Lagerdorf beim Schierenhof. Es diente einzig der Besatzung und verschwand mit dieser.

Karfreitag in Schwäbisch Gmünd

A. H.

Palmsonntag mit seiner Palmenweihe, seiner Palmenprozession und dem Singen der Leidensgeschichte ist vorüber, und die große Woche rüstet dem Karfreitag zu. Von der Bruderkirche hallen die Jubelgesänge zum Preise

[1] Folgendes will nicht als Heimatgeschichte verstanden sein, sondern ist ein Auszug aus einem Manuskript „Bilderbogen einer alten Stadt" von A. H.



Gmünder Heimatblätter

Nummer 6 SCHWÄBISCH GMÜND, April 1951 12. Jahrg.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Gmünd wird Marktort

Schon bald nachdem von 300 n. Chr. ab bei uns die ersten alamannischen Dörfer entstanden waren, siedelten sich im Remstale, wo heute Gmünd liegt, einzelne Handwerker an. Es mögen Schmiede, Wagner, Sattler und Seiler gewesen sein, die mit ihrem Können hauptsächlich dem Verkehr dienten. Sicherlich entstand auch bald eine Herberge; auch einzelne Händler mögen sich niedergelassen haben. Als die Wassermühlen aufkamen, war es das Müllergewerbe, das sich hier ansiedelte und für die Umgebung von großer Bedeutung wurde, denn fast nirgends findet sich bei unseren alten Dörfern eine größere Wasserkraft. Es war also eine Siedlung ganz eigener Art entstanden, die nichts Bäuerliches an sich hatte. Eine eigene Markung war noch nicht ausgeschieden. Die Wälder nördlich und südlich der Rems reichten nahe an die Siedlung heran und ließen höchstens Raum für einige Wiesen. Es mag ein Bild gewesen sein wie etwa bei der Haltestelle Deinbach, nur etwas mehr Häuser waren vorhanden. Die großen, kaum bewohnten Wälder waren von jeher Königsgut und so auch wahrscheinlich der Grund und Boden, auf dem unsere Stadt erwuchs. Politisch dürfte die junge Siedlung von Anfang an selbständig gewesen sein. Nichts deutet auf eine Bindung mit einer Nachbargemeinde. Wohl wurde Gmünd später kirchlich von Lorch abhängig; aber zwischen Lorch und Gmünd schob sich das kleine Eytigkofen, und auch Brogenhofen (Vogelhof) dürfte mit seiner Markung in das Tal heruntergereicht haben. An eine gemeinsame Markung mit Lorch ist also nicht zu denken. Die Siedlung hat wohl von alters her Gemünd, später Gmünd, geheißen. Der Name bezeichnet nichts anderes als die Lage an der Mündung des Josefsbachs in die Rems. Jede andere Ableitung, etwa von Gaudia mundi = Freude der Welt, ist abzulehnen. Gmünd als Ortsname,

alleinstehend oder als Grundwort, ist auch sonst recht häufig, und immer finden wir es im Zusammenhange mit einer Mündung.

Die kleine Siedlung an der Mündung des Josefsbaches in die Rems war also ganz anders geartet als die Nachbardörfer. Es fehlte der Sippenführer, der Ortsadel, der Herrenhof, das Reihengräberfeld. Wir finden hier weder Brühl noch Breite, und auch später, als die Markung Gmünd längst ausgeschieden war, treffen wir nirgends auch nur die Spur einer Dreifelderwirtschaft. Es fehlt — auch heute noch — das Ackerland fast gänzlich. Wir dürfen annehmen, daß die Bewohner der Siedlung wohlhabend waren, denn Handel und Verkehr und Handwerk werden an diesem Platze wohl etwas abgeworfen haben.

Wann nun dieses alles geschehen ist, läßt sich nicht mehr bestimmen, denn im Gegensatze zu den anderen Siedlungen ist Gmünd nicht eine bewußte Gründung, sondern ist zufällig aus den Unternehmungen einzelner entstanden.

Zum erstenmal tritt Gmünd im Testamente des Abtes Fulrad von Saint Denis in Frankreich auf. Dort erscheint es in der lateinischen Form Gamundius. Dieser Abt vermachte im Jahre 777 seinem Kloster verschiedene Güter, darunter auch „Gamundius cum appendiciis suis", also ein Gmünd mit seinem Zubehör. Dieses Gamundius folgt unmittelbar nach „Auricas", unter dem vielleicht Oehringen zu verstehen ist. Ob das genannte Gamundius unser Gmünd ist, ist nicht sicher, aber auch nicht unwahrscheinlich. In einer zweiten Urkunde von 782 bestätigt König Karl (768—814) dem Kloster Saint Denis auf Bitten des Abtes Fulrad unter anderem die Zellen zu Herbrechtingen, Eßlingen, Ergamundias. Mit diesem Ergamundias konnten die Geschichtsforscher lange nichts anfangen. Da schlug Michel Tangl 1907 vor, statt „Ergamundias" et Gamundias zu lesen, also „und Gmünd". Sollte diese Leseart richtig sein, so wäre mit dem bezeichneten Gamundias zweifellos unser Gmünd gemeint.

Nehmen wir nun mit allem Vorbehalt an, daß sowohl Gamundius wie auch Ergamundias oder et Gamundias Gmünd bedeutet, so muß sich also hier schon 777 eine Zelle der Abtei Saint Denis, also ein Klösterlein, befunden haben. Es hat sicherlich nur ganz wenige Insassen beherbergt. Wie Abt Fulrad hier Fuß fassen konnte und welche Aufgaben das Klösterlein hatte, läßt sich nur schwer sagen. Man muß bedenken, daß Mönche ihren Klöstern kaum Geld, dagegen Dörfer, Weiler, Höfe, Aecker und Weinberge zugebracht haben. Vom Kloster Saint Denis ist bekannt, daß es bestrebt war, seinen bedeutenden Besitzungen das Marktrecht zu verschaffen. Wir wissen dies von Herbrechtingen und Eßlingen. Das Marktrecht konnte aber nur der hohe Adel verleihen. Da nun die großen, kaum besiedelten Waldgebiete von jeher Eigentum des Königs waren, Gmünd in einem solchen Waldgebiet lag und königlicher Grund und Boden hier nachgewiesen ist, dürfte es nicht abwegig sein zu behaupten, daß das kleine Gmünd im 8. Jahrhundert vom König zum Marktort erhoben wurde. Die Märkte trugen sowohl dem Könige wie auch dem Landesherrn (hier dem Kloster Saint Denis) reiche Steuern und Zölle ein.

Die Märkte waren vor allem Warenmärkte. Von weither kamen die Kaufleute und brachten Kleiderstoffe, Leder, Geschirr, Sattelzeug, Schmuck, kurzum alles, was das tägliche Leben verlangte. In jenen unruhigen Zeiten aber

bedurften die Reisenden samt ihren Waren eines ausgedehnten Schutzes, namentlich über die Zeit der Märkte, da die Anhäufung der Waren zu Raub und Diebstahl besonders reizte. Die Marktorte wurden deshalb ummauert und mit Türmen versehen. So war es wohl auch in Gmünd.

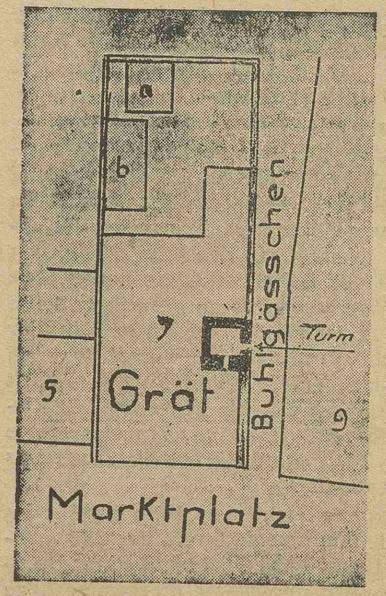
Wo lag nun diese Marktsiedlung? Betrachten wir das Gelände, auf dem sich heute unsere Stadt erhebt! (Die Gebäude sind natürlich wegzudenken.) Der Josefsbach floß durch die Sebaldstraße zum Kornhaus und von da über den Marktplatz. Von der Schmidgasse herein kam die Rems und floß durch den Spitalhof. In der Nähe von Photograph Schweizer (Ledergasse 4) nahm sie den Josefsbach auf. Wie diese Mündungsstelle ausgesehen haben mag, läßt die heutige Mündung bei der Bahnhofsbrücke ahnen. Das Remstal herauf führte die Römerstraße. Sie überquerte an derselben Stelle wie die Göppinger Bahn die Rems und folgte der Katharinenstraße. Von hier ab verliert sich ihre Spur bis unter das Buch. Wahrscheinlich verlief sie durch die Bocksgasse, über den Münsterplatz, überquerte in einer Furt den alten Josefsbach und ging zur Rinderbachergasse. Diese war die ganze Reichsstadtzeit hindurch die Hauptverkehrsstraße. Vom Rinderbacherturm aus führte auch die Landstraße nach Aalen, an der Pfennigmühle vorbei. Zweifellos liegt diese Gasse im Zuge der alten Römerstraße.

Nach all dem kann der heutige Marktplatz nicht den Mittelpunkt des Marktdorfes gebildet haben. Für diese Siedlung kommt nur der Münsterplatz in Frage. Er hat guten Baugrund und liegt etwas erhöht. Bei der Dürftigkeit der Ueberreste ist es schwer, wenn nicht unmöglich, die genaue Lage des Marktdorfes festzustellen. Vermutlich nahm der Mauerring am Glockenturm seinen Anfang, umfaßte das Stadtarchiv, die Schillerschule, die Fuggerei, zog sich die Brandstatt hinunter, bog am Gebäude der Landespolizei um, führte zur Grät und wieder zurück zum Glockenturm. Fürwahr eine bescheidene, aber sichere Anlage!

Am besten erhalten ist von dieser Marktbefestigung der massive Teil des Glockenturms. (Das riesige Dach wurde erst nach dem Einsturz der Münstertürme 1497 für die Glocken aufgerichtet.) Die Mauerung gegen das Münster verrät, daß diese Seite einstens offen war. An der Westwand gegen die Brauerei Dinkelacker gewahrt man den Ansatz einer abgebrochenen Mauer und den zugemauerten Ausstieg auf den Wehrgang. Die Nordseite zeigt im oberen Teile noch enge Schießscharten. Teile der ersten Mauer enthält vielleicht (nach Oberbaurat Dr. Schneider) die Westseite des Gebäudes Münsterplatz 21 (Stadtpfarrhaus St. Franziskus) und die Südwand der Fuggerei.

Besondere Rätsel bietet auch die Grät. Diplomingenieur Hans Bellem sieht in ihrem hinteren Teil die Hauptbefestigung der Siedlung, die Marktburg. Im Buhls Gäßle, 9,5 m von der Marktplatzecke entfernt, zeigt sich ein annähernd quadratischer Turmunterbau von 4,9 auf 5,0 m Außenmaßen mit einer Mauerstärke von 0,8 und 1,2 m. Einige Meter gäßchenaufwärts erblickt man ein zugemauertes rundbogiges Törchen, vielleicht ein ehemaliges Einlaßtörchen. Umstehende Skizze gibt nach Bellem die ungefähre Lage des Marktdorfes an.

Wie war diese Siedlung an das Verkehrsnetz angeschlossen? Betrachtet man den Stadtplan von Gmünd genau, so dürften sich die Hauptverkehrswege noch feststellen lassen. Denkt man sich Häuser zwischen Milchgasse und Kornhausstraße weg (sie waren damals noch nicht erbaut), so führt die



Verlängerung der Rinderbachergasse zur Hofstatt. Bei der Südwestbank mag ein Tor gestanden sein. Die Straße überquerte nun den Münsterplatz mit seinem festen Untergrund und schwenkte wohl bei der heutigen Traube in die Bocksgasse ein. Bei der Augustinuskirche mag ein zweites Tor gestanden sein. Ein weiterer Hauptweg kam von der Waldstettergasse her. Das Nonnenwegle bei St. Loreto führt in gerader Linie zum Wildeck und von da zur Münstergasse. Die Verlängerung trifft genau auf das Sonnengäßle. Wahrscheinlich stand bei der Fuggerei ein drittes Tor. Ein Tor beim Sonnengäßle halte ich nicht für notwendig. Auf dieser Seite dürften kleine Einlasse genügt haben, wie Bellem einen solchen an der Grät vermutet. Dreitorige Anlagen sind nicht unbekannt. So hatte zum Beispiel der Marktort Schechingen noch vor 100 Jahren drei Tore, von denen das letzte erst 1908 abgebrochen worden ist. In Gmünd haben die Stadtgründung durch die Staufer, dann die großen Kirchen- und Klosterbauten das alte Bild weitgehend zerstört.

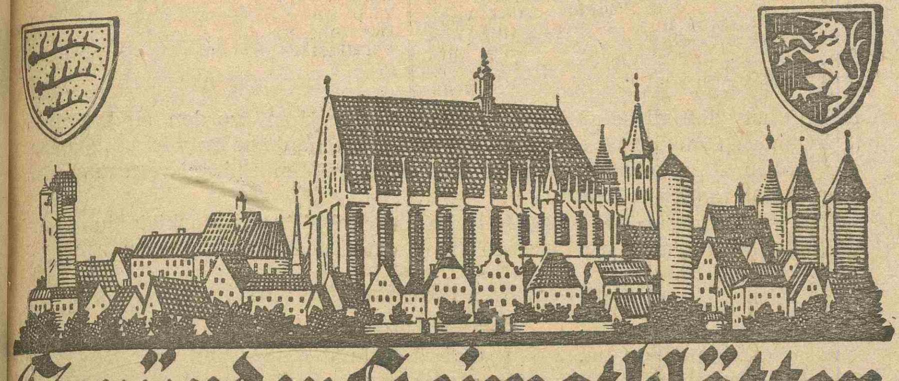
Literatur:
Bellem, Hans, Dipl.-Ing.: Schwäbisch Gmünd, seine Entstehung und städtebauliche Entwicklung. Dissertationsschrift.
Schneider, Max, Dr.: Die Mauerringe der alten freien Reichsstadt Gmünd. Unsere Heimat. 1948 Nr. 3.

Jahreszahlen an der Lindacher Pfarrkirche

Hermann Klaus, Lindach

In dem Profilstein am Turm fällt die Inschrift 1523—1903 leicht in die Augen; dagegen ist die dritte Zahl, 1622, an der Nordwestecke der Kirche, die seit alters dem hl. Nikolaus geweiht ist, übermoost und kaum bekannt. Diese Zahlen erinnern an die wichtigsten Bauabschnitte; 1524 und 1903 wurden die zwei baulichen Erweiterungen, 1622 dagegen eine Veränderung an der Westseite vorgenommen.

Vor 1524 stand in Lindach am Platz der heutigen Kirche eine Kapelle zum hl. Nikolaus, die schon 1356 urkundlich erwähnt wird und „Ulrich von Rechberg habe am Franziskustag 1470 die Kapelle zu Lindach dem Franziskanerkloster zu Gmünd übergeben. Der damalige Lesemeister Eucharius Laneck habe sich mit dem Konvent verpflichtet, alle 14 Tage eine Messe in dieser Kapelle zu lesen, aber keinerlei seelsorgerische Funktionen übernommen." Ohne Zweifel bildete diese Kapelle beim alten Kirchlein von 1903 das Schiff, das 1903 abgebrochen wurde, und das wegen seiner ursprünglich romanischen Bauart noch bedeutend weiter zurückverlegt werden muß. Die Bemer-



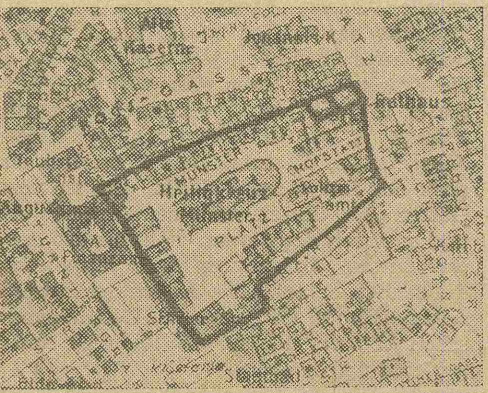
Gmünder Heimatblätter

Nummer 7 SCHWÄBISCH GMÜND, Mai 1951 12. Jahrg.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Außerhalb des befestigten Marktes finden wir in Gmünd noch einige rätselhafte Mauerstücke sehr hohen Alters, die wohl Reste von stark befestigten Adelshäusern sind. Eine solche alte Mauer zeigt sich hinter der ehemaligen Pfauenbrauerei am Eingang zur Werkstätte vom Autohaus Pfeiffer. Hier zog einstens die Römerstraße vorbei. Vielleicht gehört dieses alte Gemäuer zum Adelssitz der Herren vom Imhof, nach denen die dortige Straße benannt ist. Noch ansehnlicher ist das Mauerstück hinter den Gebäuden 28 und 30 am Marktplatz*). Es ist 10 m lang, 4,5 m hoch und 1 m dick. Wer mag es aufgeführt haben? Auch im Mohrengäßle findet sich noch altes, starkes Mauerwerk. Der Chronist Friedrich Vogt (1622/1674) weiß noch von manchem anderen alten Steinhaus zu berichten; doch sind seine Angaben schwer nachzuprüfen und seien deshalb übergangen. Es müssen also schon sehr früh außerhalb des schützenden Mauerrings der Marktsiedlung stark befestigte Häuser erbaut worden sein. Sie dürften dem Wäscherschlößle ähnlich gesehen haben, bestanden also aus einem Wohnhaus und einem stark ummauerten Hof. Auf-



Ungefähre Lage der Marktsiedlung (um 750—1150?)

*) Hans Tasch und Nagel.

fallend ist, daß diese Gebäude später abgebrochen worden sind. Bellem (Schwäbisch Gmünd, seine Entstehung und städtebauliche Entwicklung) meint, der Abbruch sei erfolgt, weil sie sich nicht in den Stadterweiterungsplan (von 1160) einordnen ließen.

Während nun die kleine Siedlung im Remstal sich zur Marktsiedlung entwickelte, vollzog sich für Deutschland ein hochwichtiges Ereignis:

Die Einführung des Christentums

a) Allgemeines

Als die Alamannen um 260 in unsere Heimat einbrachen, war der ganze Stamm noch heidnisch. Durch die Römer aber waren unsere Vorfahren schon früh mit dem Christentum in Berührung gekommen. Noch mehr wurde dies der Fall, als durch die Schlacht bei Zülpich 496 die Franken die Oberherren der Alamannen wurden. Die Franken waren längst schon stark vom Christentum durchsetzt. Nach dem erwähnten Siege nahm ihr Herrscher Chlodwig und mit ihm wohl die Masse der Franken das Christentum an. Vor dieser Zeit lassen sich in unserer Heimat weder Inschriften noch Funde nachweisen, die christlichen Charakter tragen. Wohl saßen schon um 400 an den Grenzen Alemanniens Bischöfe zu Straßburg, Basel und Augsburg; aber ihr Einfluß erstreckte sich kaum auf unsere Gegend. Den Franken wurde nun die Einführung des Christentums in Alemannien zu einer Angelegenheit der Politik. Sie übten zwar nicht geradezu einen Zwang zur Annahme des Christentums aus; aber ein gelinder Druck darf wohl angenommen werden. Es war für das Christentum in Alemannien nicht günstig, daß es von den Franken gebracht wurde; denn diese waren die Sieger, die den Alamannen 496 fast die Hälfte des Siedlungsraumes, nämlich das Gebiet vom Main bis zur Linie Hornisgrinde, Asperg, Hagberg, Hohenberg bei Ellwangen und Hesselberg abgenommen hatten. Die Masse des Alamannenvolkes stand dem Christentum noch lange ablehnend gegenüber. In den abgenommenen Gebieten errichteten die Franken auf ihren Königshöfen Eigenkirchen, die nur für die Bedürfnisse dieser Höfe bestimmt waren, so zu Lauffen, Heilbronn, Königshofen**) und Stöckeburg bei Hall. Vergebens versuchten die Alamannen in den folgenden Jahrzehnten, die fränkische Herrschaft abzuschütteln. In blutigen Feldzügen sank nur ihre Jugend dahin, und sie verzweifelten nun an der Macht ihrer Götter. Der Christengott der Franken hatte sich als der stärkere erwiesen, und so nahm der Stamm wohl um 570 das Christentum an. Selbstverständlich war dieses Christentum noch lange stark mit heidnischen Anschauungen durchsetzt, deren letzte Ausklänge heute noch feststellbar sind. Doch ist bezeichnend, daß im Pactorum Alemanorum aus dem Ende des 6. Jahrhunderts schon von der Kirche die Rede ist und von Rechten, die der Kirche eingeräumt werden.

Bei uns mögen die ersten Kirchen wohl auf den Gütern der Schwabenherzöge, die noch längere Zeit ein Scheindasein führten, errichtet worden sein. Solche Güter waren zu Ulm, Rottweil, Winterbach u. a. O. Nachdem so ein ganz lockeres Netz von christlichen Kirchen über Alemannien gelegt worden war, wurden auch Gotteshäuser am Sitz der Hundertschaftsführer durch diese gegründet. Diese sogenannten Urkirchen waren von Anfang ab Pfarr- oder Leutekirchen, also für die breite Masse des Volkes bestimmt, wie

**) An der Tauber bei Bad Mergentheim.

heute noch unsere Pfarrkirchen. Sie hatten das alleinige Taufrecht und waren der Mittelpunkt des ganzen Kirchensprengels. Ihre Stifter waren nach altgermanischem Recht die Eigentümer der Kirche und ihres Einkommens. Sie beriefen ohne Mitwirkung des Volkes die Pfarrer, welche der Bischof dann einsetzte. Die Stifter hatten aber die Pflicht, den Pfarrern ein genügendes Einkommen zu verschaffen. Auf einen heutigen Landkreis mag es etwa drei bis vier solcher Urkirchen treffen.

Für eine geordnete Pastoration war der Bezirk dieser Urkirchen viel zu groß. Daher errichteten nun auch die Sippenführer (der spätere niedere Adel) an ihrem Wohnsitze Kirchen, deren Gebiet sich mit der Dorfmarkung deckte. Es waren also Dorfkirchen durch Abtrennung von der Mutterkirche entstanden. Um den Unterhalt des Pfarrers sicherzustellen, schnitt der Sippenführer aus seinem großen Hofe für den Pfarrer einen kleineren heraus, das sogenannte Widumgut. Außerdem hatte der Pfarrer Anteil an verschiedenen Zehnten. Der Pfarrer war also gleichzeitig Bauer. Noch heutzutage trifft man vielfach bei Pfarrhäusern Scheuer und Stall, und das Volk spricht meistens vom Pfarrhof, nicht vom Pfarrhaus. Kirche und Pfarrhaus wurden auf dem Grunde des Sippenführers erbaut und sind deshalb in der Regel in nächster Nachbarschaft des Herrenhofes. Auch der Sippenführer konnte den Pfarrer ohne Mitwirkung der Gemeinde berufen; auch er war Eigentümer der Kirche und ihres Einkommens. Von einer Urkirche wurden gewöhnlich im Laufe der Zeit vier bis sechs Dorfkirchen abgetrennt. Diese blieben noch lange Zeit in enger Verbindung mit der Urpfarrei. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein stößt man in den Akten auf Rechte, Pflichten und Gewohnheiten, welche die Vormachtstellung der Urkirche vor der Dorfkirche bezeugen. Mit der Verchristlichung unseres Volkes hörten langsam die Reihengräberfriedhöfe auf. Um 700 sind sie verschwunden. Die Christen wollten in oder bei der Kirche begraben werden, möglichst nahe dem Altare. Die Grabbeigaben hören auf. Statt dessen erhält die Kirche Vermächtnisse, für welche oft in übergroßer Zahl Totengottesdienste abgehalten werden mußten.

Die ersten Kirchen waren gewöhnlich dem heiligen Martinus geweiht. Er war der fränkische Nationalheilige und konnte trefflich die streitbaren alamannischen Götter ersetzen. Auch die Michelskirchen sind sehr alt. Sie wurden meistens auf einer altheidnischen Opferstätte errichtet.

Der Brackwang

Albert Dangel

Abseits vom Verkehr liegt auf den Höhen zwischen Rems und Lein der Hof Brackwang. Er gehört politisch zur Gemeinde Iggingen, kirchlich zur Pfarrei Heuchlingen. Nach dem Weilerbuch des verdienten Heimatforschers Stadtpfarrer Rudolf Weser soll er einstens in die St. Martinskirche nach Iggingen gepfarrt haben. In der „Chronik der Pfarrei Mutlangen" wird wiederholt auf diesen Umstand hingewiesen.

Ehemals kreuzten sich in der Nähe des Brackwangs zwei uralte Verkehrswege. Die Reichsstraße führte, von Waiblingen kommend, über Dinkelsbühl nach Nürnberg. Sie reicht mit ihren Anfängen in die frühgeschichtliche Zeit



Gmünder Heimatblätter

Nummer 8 SCHWÄBISCH GMÜND, Juni 1951 12. Jahrg.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Die Einführung des Christentums

b) Die kirchlichen Verhältnisse in unserem Kreise

Unsere Gegend hat sicher erst sehr spät das Christentum angenommen. Sie lag ja an den Grenzen von Alemannien, den alten Bischofssitzen am weitesten entrückt. Die irisch-schottischen Mönche, die im 7. Jahrhundert in großer Zahl nach Deutschland kamen, haben unser Gebiet nicht besucht. Sie betrachteten die Missionstätigkeit übrigens gar nicht als ihre Aufgabe. „Bauten sie Klöster und Zellen, so wollten sie damit nicht Stützpunkte für die Glaubenspredigt und die Erziehung ihrer Umgebung gewinnen, sondern einfach ihre heimatlichen Verhältnisse nachahmen." (Tüchle: Kirchengeschichte Schwabens S. 50.) Ihre Haupttätigkeit entfalteten sie am Bodensee und in der Schweiz. Doch lag es „in der Natur der Verhältnisse, daß jede neue Zelle und jedes Klösterlein in einem noch heidnischen Lande zur Überwindung des Heidentums, wenn auch nur indirekt, beitrug." (Tüchle Seite 51.) Sicherlich ist der Übertritt des alamannischen Stammes zum Christentum um 570 auch auf unsere Gegend nicht ohne Einfluß geblieben. Ein grundlegender Umschwung aber dürfte erst eingetreten sein, als das alte schwäbische Herzogtum 746 für immer aufhörte. Nun griffen die Franken, alles ordnend und leitend, kräftig in die Verhältnisse Schwabens ein. Da bei ihnen die Kirche weitgehend politischen Zielen dienen mußte, wurde auch sie von der fränkischen Organisation erfaßt. Die Kirchenheiligen St. Martin zu Iggingen, St. Michael zu Weiler und Oberböbingen und St. Peter zu Mögglingen berechtigen zu der Annahme, daß die Gründung der ersten Kirchen unseres Kreises in diese Zeit fällt. Damals werden wohl auch die Grenzen der Diözesen Augsburg und Konstanz endgültig festgelegt worden sein. Deren Nordgrenze deckte sich mit der Stammesgrenze der Schwaben und Franken, zog in unserer Gegend also hart

nördlich von Gschwend der Kreisgrenze entlang. Bis nach Waldstetten erstreckte sich das Bistum Konstanz; Augsburg dagegen griff mit einer eigenartigen sackförmigen Ausstülpung bis zum Wieslauftal vor. Die Ursache hievon ist nicht bekannt.

Auch bei uns dürften die ersten Kirchen am Sitz der Hundertschaften gegründet worden sein. Die Schwierigkeit besteht nun darin, diese Hundertschaftssitze festzustellen. Sicherlich gehörte Lorch zu ihnen. Dank der vortrefflichen Arbeit von Gebhard Mehring: „Stift Lorch. Quellen zur Geschichte einer Pfarrkirche", sind wir wenigstens über die kirchlichen Verhältnisse der Urkirche von Lorch einigermaßen im klaren. Diese Urpfarrei hatte, wie aus dieser Schrift zu ersehen ist, eine sehr große Ausdehnung, so daß mehrere Geistliche nötig waren. Wahrscheinlich zählte sie ursprünglich 13 Pfründen oder Stellen, „eine beliebte Zahl, die den zwölf Aposteln mit Jesus als Vorbild diente. Von den Pfründnern mußten 6 die Priesterweihe haben, während bei den übrigen eine niedere Weihe genügte!" (Mehring). Die Inhaber der Pfründen schlossen sich schon frühe zu einer klosterartigen Vereinigung, den Kanonikern oder Chorherren, zusammen. Die Pfarrkirche zu Lorch wurde dadurch zum Kanonikats- oder Chorherrnstift erhoben. (Nicht zu verwechseln mit dem Kloster Lorch, das damit nichts zu tun hat.) Die Chorherrn (solche waren von 1761 bis 1802 auch in Gmünd am Münster) wohnten, aßen und schliefen damals gemeinsam und verrichteten im Chor der Kirche zusammen die kirchlichen Tagzeiten, daher ihr Name. Jedem Geistlichen war ein Teil der großen Pfarrei zur Betreuung übergeben. Wer außerhalb tätig war, hatte naturgemäß auch dort seinen Sitz. Schon frühe trennten sich von der Mutterkirche Lorch die Pfarreien Oberurbach, Steinenberg im Wieslauftal, Welzheim, Straßdorf und Gmünd. Letzteres wurde 1297 dem Domkapitel Augsburg überlassen, wohl weil sich das Kanonikatstift Lorch in finanziellen Schwierigkeiten befand. Die Zahl der in Lorch ansässigen Geistlichen wurde durch diese Lostrennungen stark vermindert. Von 1327 ab sind an der Pfarrkirche zu Lorch nur noch vier Pfarrer tätig, denen der Rest der Urpfarrei unterstellt war. Das Stift löste sich nun auf. Von den Tochterkirchen zweigten später weitere Pfarrkirchen ab, so wahrscheinlich Wetzgau von Straßdorf. Unter den vier Pfarrern zu Lorch treten besonders zwei hervor, der Kustos und der Dekan. Der Kustos wurde bald der eigentliche Träger des Pfarramts. Hinter ihm trat der Dekan, trotzdem er der Vertreter des Bischofs war, weit zurück. Seit 1327, als eine neue Verteilung der Pfründen erfolgte, wurde das Dekanatamt vom Domkapitel Augsburg, das Amt des Kustos aber vom Kloster Lorch erworben. (Mehring).

Eine weitere Urpfarrei in unserem Kreise dürfte Iggingen sein. Daß diese Gemeinde kirchlich etwas Besonderes bedeutete, ist nie aus dem Gedächtnis der Bevölkerung geschwunden Die Pfarrbeschreibung von Iggingen 1843 berichtet: „in dem Saal- oder Kompedenzbuch von 1683 steht, daß Iggingen die Hauptpfarrei sei und die Kirche allda die Haupt- oder Mutterkirche genannt werde". Die Grenzen dieser Urpfarrei lassen sich nach einer alten Gült- und Güterbeschreibung von 1349 (Hauptstaatsarchiv Stuttgart) noch gut verfolgen. Danach umfaßte die Pfarrei Iggingen damals das Gebiet südlich der Lein bis Zimmern und Hirschmühle einschließlich; im Osten bildete der Brackwang und das Pfaffenwirtshaus, im Westen Pfersbach die Grenze. Dazwischen lagen Herlikofen, Burgholz, Hussenhofen, Rinderbach mit Georgis-

hof und Margarethenkapelle, Mutlangen, Lindach, Brainkofen samt Schafhaus, Schönhardt, Mühlhölzle und Mulfingen, soweit es südlich der Lein lag. Auch aus der Pfarrbeschreibung von 1843 lassen sich diese Grenzen noch annähernd herauslesen.

Schon frühe müssen Lindach, Mutlangen und Herlikofen eigene Kirchen bekommen haben. Sie blieben aber im Verbande mit Iggingen. Von dort aus wurde ihr Gottesdienst besorgt. Der Pfarrer von Iggingen hielt sich zur Besorgung seiner großen Pfarrei Helfer oder Gesellen. Wir würden heute Vikare sagen. Diese, wie auch der Pfarrer von Iggingen, zogen hinaus auf die Filialorte und besorgten dort die kirchlichen Dienste. Die Kinder wurden, wie es scheint, alle zu Iggingen getauft. Auch die Eheschließungen dürften in der Pfarrkirche zu Iggingen vorgenommen worden sein. So bewahrten diese Tochterkirchen noch lange den Charakter von Filialkirchen. Lindach besaß daneben schon frühe eine Kaplanei. Sie kam 1470 über die Herren von Rechberg an die Barfüßer in Gmünd.

Geschichte des Waldstetter Ortssiegels
(Wappen)

Von A. Buck

Von einem Wappen ist in der früheren Zeit für unsern Ort nichts bekannt. Doch spielte das Siegel, früher Sigill genannt, immer schon eine Rolle, wie aus den Klagen des Schultheißen 1835 über die Mangelhaftigkeit eines Siegels zu schließen ist. Aber offenbar war dies nur ein reines Handsiegel und konnte noch nicht unmittelbar auf das Papier gebracht, sondern nur in Siegellack hergestellt werden. In einer Gemeinderatssitzung 1835 wird ausgeführt: „Der Schultheiß hat sich schon öfters beschwert, daß bei Visierungen von Pässen, Wanderbüchern, Zeugnissen etc. der amtliche Sigill drauf zu drucken verlangt werde und daß namentlich das Visieren so sehr oft vorkomme, wo man, ohne eine Presse zu haben, das Siegel ohne Siegellack gar nicht recht hinbringen könnte. Und so wie man Siegellack nehme, solches sich abreibe und des öfteren in Büge drücken müsse, somit dieses öfters unmöglich sei. Er wünsche daher ein Ortssigill zum Schwarz-auf-weiß-druck . . ., um mit Buchdruckerschwärze den Siegel aufdrucken zu können. Auch schlage er vor, daß zum Ortssigill das Waldhorn bestimmt werden möchte, weil es zu Wald gehöre und im Ortsnamen die erste ganze Silbe ausmache. Auch habe zu dieser Siegelanfertigung sich der hiesige Sackzeichner und Graveur . . . angetragen, welcher dasselbe um einige Gulden anfertige. Da auch in andern Gemeinden dieses stattfinde, so habe der Gemeinderat beschlossen: . . . den Ortssiegel anfertigen zu lassen, da es doch nur einige Gulden koste, auf dem Zettel des . . . zu dekretieren sei, wenn er ihn mit dem Siegel vorlege und als Ortswappen das Waldhorn zu bestimmen sei."

Dies ist die Geburtsstunde unseres ersten Ortswappens, welches folgendermaßen aussah: Der Wappenschild ist mehr lang als breit; er ist unten halbkreisförmig abgeschlossen und zeigt oben links und rechts je eine drei-

die Staufer befestigt wurden. Bei dieser ersten Stadtanlage konnte das Plansystem der Staufer noch nicht durchgeführt werden, einmal, weil eine bereits vorhandene Ansiedlung das verbot und wohl auch, weil es noch gar nicht entwickelt war. So dürfen wir uns die erste Stauferstadt, bei der die Staufer lediglich bei Anlegung der Umwallung beteiligt waren, als kleine Befestigung in der Größe einer Klosteranlage, wohl nahe, aber doch etwas abseits der alten durch das Remstal führenden Straße, vorstellen (Abbildung 2). Von ihr haben wir den Glockenturm als einzigen sicheren Zeugen der Stadtmauer. Seine Südseite zeigt deutlich die spätere Vermauerung auf der Stadtseite (gegen das Münster), die Westseite (im Hof des Mesmergebäudes) den Maueransatz einer alten Stadtmauer. Der Marktplatz lag außerhalb vor ihren Toren, und vielleicht entstand dort, ebenfalls noch außerhalb der Tore das feste Steinhaus (die Gräth), in dem der staufische Ministerial saß. Es wäre das dann vielleicht das Steinhaus Barbarossas, von dem die Chroniken nach Gradmann S. 343/44 berichten.

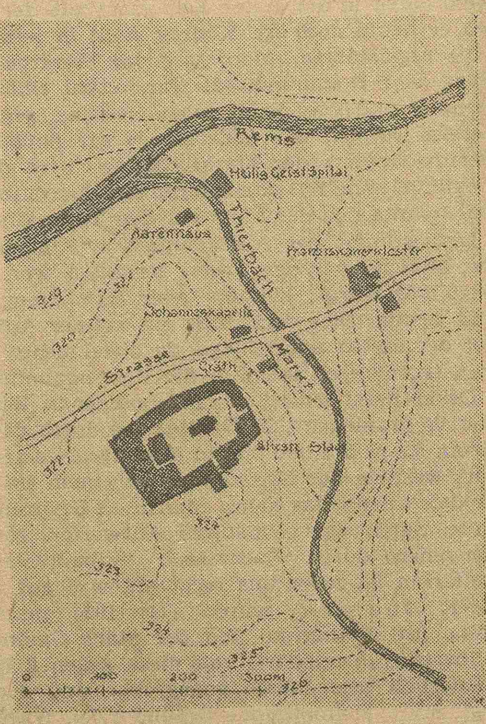


Abbildung 2

Lipp bezweifelt, ob diese erste Stadt überhaupt als Stauferstadt bezeichnet werden kann und glaubt, daß die Staufer erst mit Anlage des Marktschemas Einfluß auf die Stadtgestaltung nehmen. Er vertritt allerdings die Ansicht, daß die Erweiterung mit dem Marktschema, also die zweite Stadt, nicht, wie ich annehme, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stamme, sondern früher sei. Ich kann mich aus den in meiner ersten Abhandlung erwähnten Gründen und aus dem weiter unten angeführten, von Bellem vertretenen Grunde, dieser Auffassung nicht anschließen.

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

b) Die kirchlichen Verhältnisse in unserem Kreise

Den Kirchensatz von Iggingen, also das Recht, den Pfarrer zu berufen, hatten die Herren von Rechberg als ellwangisches Lehen. Johann von Rechberg zu Bargau schenkte 1347 die Kirche

zu Iggingen samt ihren Filialen dem Kloster Gotteszell. 1372 wurde die Gesamtpfarrei dem Kloster Gotteszell einverleibt. Damit gingen sämtliche Einkünfte der Pfarrei an Gotteszell über, das aber dafür den Pfarrer zu besolden hatte, immerhin kein schlechtes Geschäft für Gotteszell. Die Urpfarrei aber war durch diese Maßnahme in ihrem Bestande erschüttert. Die Filialkirchen trennten sich von der Mutterkirche. Mutlangen wurde später von einem Gmünder Kaplan versehen. Die Kinder wurden zu Gmünd getauft. Erst 1783 erhielt es einen eigenen Pfarrer, und damit hörte jede Bindung mit Iggingen auf. Herlikofen wurde noch längere Zeit von Iggingen aus versehen. Abwechslungsweise wurde der Sonntagsgottesdienst zu Iggingen und Herlikofen gehalten. 1687 übernahmen die Dominikaner zu Gmünd die Seelsorge zu Herlikofen, Hussenhofen und auf der Margarethenkapelle beim Georgishof. 1823 erhielt Herlikofen einen eigenen Pfarrer. Ein weiterer Zweig war vom Stamme der Mutterkirche abgetrennt. In Lindach, als württembergischer Gemeinde, wurde 1560 gegen großen Widerstand von Gotteszell und der Bevölkerung die Reformation durchgeführt und die Gemeinde nach Täferrot eingepfarrt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts erhielt auch Lindach einen eigenen Pfarrer. Die Filialen der Kirchen zu Herlikofen, Mutlangen und Lindach teilten jeweils das Schicksal der Hauptorte, und so wurde die Pfarrei Iggingen immer mehr ihrer Aeste beraubt. Die Ablösung der Zehnten im letzten Jahrhundert tat noch ein übriges, und so sank Iggingen zu einer einfachen Dorfkirche herab, der außer der Erinnerung an eine stolze Vergangenheit nur noch die Filialen Zimmern, Schönhardt und Brainkofen verblieben.

Für die Geschichte von Gmünd ist es wichtig, daß der Pfarrer zu Iggingen Zehntrechte im Becherlehen besaß. Außerdem mußte er nach der Gült- und Güterbeschreibung von 1349 an Walpurgis, dem Kirchweihtag von Gotteszell dort die Messe lesen. Da Iggingen erst 1372 dem Kloster Gotteszell einverleibt wurde, ist es nicht ausgeschlossen, daß auch Gotteszell auf dem Boden der Pfarrei Iggingen erbaut ist. Die Grenzen der beiden Urkirchen Lorch und Iggingen würden demnach am Wetzgauer Bach beim Schlachthaus zusammengestoßen sein. Da nun die Grenzen der Urpfarreien sich wohl mit denen der Hundertschaften deckten, ist anzunehmen, daß die Grenze der Hundertschaft Lorch und Iggingen folgenden Verlauf nahm: Schlachthaus, Wetzgauer Bach bis zum Rehnenhof, Markungsgrenzen Mutlangen—Wetzgau und Pfersbach —Adelstetten bis zur Lein. Ganz ungeklärt ist noch, wohin die Orte nördlich der Lein und südlich der Rems gehört haben.

Ich neige sehr stark zu der Ansicht, daß ursprünglich die Hundertschaft und damit auch die Urpfarrei Iggingen im Norden ebenso bis zur Stammesgrenze von Schwaben und Franken reichte wie Lorch, und daß sie im Süden — ebenso wiederum wie Lorch — sich bis zur Bistumsgrenze von Konstanz erstreckte. Als die Urpfarreien sich bildeten, war das Gebiet nördlich der Lein nur sehr schwach besiedelt. Die meisten Orte sind dort erst viel später entstanden. Für eine Urpfarrei ist dort kaum ein Raum vorhanden. Dem Gebiet südlich der Rems bis zur Konstanzer Bistumsgrenze fehlt der beherrschende Mittelpunkt; auch ist es für eine Urpfarrei viel zu schmal. Als die Bevölkerung sich mehrte und die Neugründungen im Walde erfolgt waren, dürfte wohl eine Teilung der Urpfarrei Iggingen erfolgt sein. Aber gerade für diese Zeit fehlen für unsere Heimat alle Urkunden. So sind wir auf

Vermutungen angewiesen. 1349 lagen die Grenzen der Pfarrei Iggingen — nördlich die Lein und südlich die Rems — schon fest. Nun tritt ein neues Landkapitel auf, das Kapitel Lautern, das folgende Orte umfaßte: Bettringen, Bargau, Heubach, Lautern, Mögglingen, Heuchlingen, Essingen, Schechingen, Hohenstadt, Leinweiler, Eschach. Der Sitz des Dekanats wechselte häufig. Wir finden ihn außer in Lautern noch in Weiler, Heubach, Schechingen, Eschach. Nach der Reformation trennten sich die evangelischen Gemeinden von den alten Landkapiteln. Im Kapitel Lorch ging der größte Teil der Gemeinden samt der Mutterkirche zum Protestantismus über, so daß dieses Kapitel nicht mehr lebensfähig war. Auch Iggingen verlor einen Teil seines Sprengels, z. B. Lindach. Nun traten 1596 die Pfarrer der katholisch gebliebenen Orte zu Iggingen zusammen und beschlossen, aus den Resten der Kapitel Lorch und Iggingen ein neues Kapitel Gmünd zu bilden. Der Beschluß wurde in die Tat umgesetzt. Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die württembergischen Oberämter geschaffen wurden, ordnete man auch die Dekanate neu. Seit jener Zeit wurde am Umfang der Dekanate wenig mehr geändert.

Pfarrer Josef Gehringer von Mögglingen

(1831—1841)

von Josef Schleicher

Unter den Geistlichen, die in hiesiger Pfarrei gewirkt haben, sind einige über die Grenzen der Gemeinde, ja sogar des Landes hinaus, berühmt geworden. Zu ihnen zählt auch Josef Gehringer, der Erbauer der Mögglinger Pfarrkirche, der zehn Jahre lang, von 1831-1841, Pfarrer von Mögglingen war.

Der frühere Ortsgeistliche, Pfarrer Anton Fischer, hat die Mögglinger Tätigkeit Gehringers, insbesondere seinen Kirchenbau, erforscht und in der Rottenburger Monatsschrift (12. Heft 1929/30) eingehend dargestellt. Sein für die hiesige Gemeinde bedeutsames Wirken verdient, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden.

Zunächst sei der äußere Lebensgang Gehringers kurz skizziert. Geboren 1803 zu Unterkochen, zum Priester geweiht 1827, 1828 Repetent in Tübingen, wurde Gehringer 1831 Pfarrer von Mögglingen. 1839 wurde er Landtagsabgeordneter, 1841 Professor der Moral und neutestamentlichen Exegese in Tübingen, 1847/48 Rektor der Universität, 1849 Pfarrer in Kochertürn. Er starb 1856 auf einer wissenschaftlichen Reise nach Palästina.

In der Diözesangeschichte gilt Gehringer als Aufklärer und Vertreter des sog. Staatskirchentums, d. h. jener Richtung in der Kirche im vorigen Jahrhundert, die sich den Eingriffen des Staates auch in rein kirchliche Dinge unterordnete und dadurch in allzu große Abhängigkeit vom Staate geriet. Die Regierung wollte im Jahre 1841 durch die Berufung Gehringers nach Tübingen ihren Einfluß in der theologischen Fakultät verstärken. Nach der damaligen Presse sollte Gehringer mit zwei anderen Theologen die „deutsche" Richtung in der Fakultät vertreten — im Gegensatz zu der „römischen". Aber aus der Richtung eines Priesters kann man nicht ohne weiteres auf seine Amtsführung schließen. Letztere war für die Gemeinde auf jeden Fall segensreich, und er hat mehr erreicht, als ihm die Nachwelt dankte.

und der Schmalzgrube durchgegangen sei. Durch den Markt sei der Verkehr in die Rinderbachergasse eingelenkt worden. Ich will das nicht bestreiten, wesentlicher dürfte aber der Umstand der Anlage des Hauptrückgrats der Stadt nach dem Staufermarktsystem gewesen sein, nach dem eben die Hauptstraße bzw. der Hauptplatz von Norden nach Süden angelegt wurde, während die senkrecht dazu stehenden Straßenrippen, unter sich gleichbedeutend, untergeordneter Natur waren. Es wäre erfreulich, wenn die beiden Arbeiten von Lipp über Göppingen und von Bellem über Gmünd bald im Druck vorlägen. Sie sind dazu geeignet, das nun einmal angeschnittene Thema des Gmünder Stadtplanes näher zu erforschen.

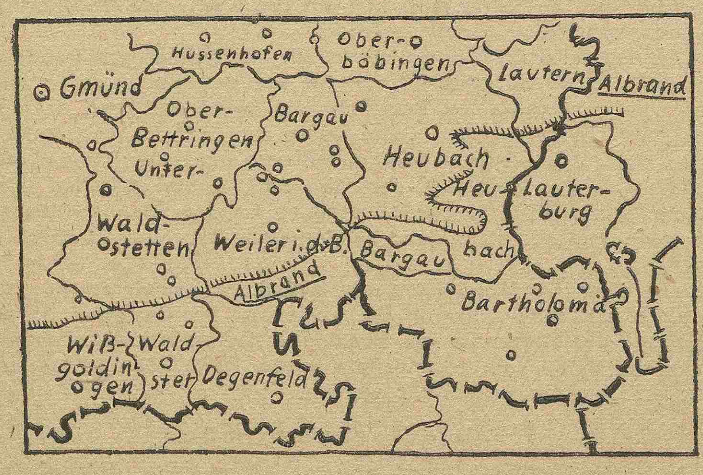
Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Von den Markungen

a) Die Markungen des Kreises

Nachdem den Alamannen zum Bewußtsein gekommen war, daß sie in unserer Heimat verbleiben mußten, schritten sie zur Verteilung des Bodens. Das mag in unserer Gegend zwischen 300 und 400 n. Chr. geschehen sein. Den ältesten Dörfern standen die günstigsten Lagen und genügend große



Flächen zur Verfügung. Deshalb heben sich die alten „Ingen-Orte“ wie Möggingen, Böbingen, Schechingen, Iggingen, Bettringen sowie das alte Lorch durch ihre großen Markungen, ihre günstige Verkehrslage und meist auch durch die Güte ihrer Böden deutlich von den anderen Gemeinden ab. Freilich haben manche dieser alten Markungen im Laufe der Zeit schwere Einbußen erlitten. So wurde von der Markung Oberböbingen die Markung Unterböbingen, von Oberbettringen die Markung Unterbettringen abgetrennt. Ebenso bildeten Ober- und Untergröningen früher eine einzige Markung.

Sicherlich hat auch Iggingen viel von seiner früheren Markung verloren. Von Lorch wurde Waldhausen abgeschnitten, und wenn wir noch ein wenig über unseren Kreis hinausschauen, so ist unverkennbar, daß Birenbach-Beurenbach auf Wäschenbeurener Markung liegt. Wenn nun auch im Norden unseres Kreises bei viel jüngeren Dörfern wie Eschach, Pfahlbronn, Vordersteinenberg, Ruppertshofen ebenfalls auffallend große Markungen vorkommen, so sind diese Großmarkungen doch ganz anderer Art als die besprochenen. Sie sind keineswegs einheitlich, sondern bestehen aus einer ganzen Anzahl fast selbständiger Einzelmarkungen der Teilorte. (Wenigstens bestanden die Markungen der Teilorte noch bis in die jüngste Zeit.)

Zwischen die großen Markungen eingestreut liegt eine ganze Reihe auffallend kleiner Markungen wie Wetzgau, Lindach, Mutlangen, Leinzell, Lautern, Maitis, Rechberg, bei denen schon der Dorfnamen verrät, daß es spätere Siedlungen sind. Als diese angelegt wurden. war das großräumige, waldfreie Land schon vergeben. Besonders auffallend ist ein zusammenhängender Streifen kleiner Markungen unmittelbar am Limes oder wenig nördlich von ihm. Es sind dies die Markungen Hangendeinbach, Kleindeinbach, Großdeinbach, Wustenried, Wetzgau, Mutlangen, Lindach und das eigentliche Herlikofen. In diesen Gebieten duldeten die Römer keine Ansiedlungen, und so waren diese Gegenden schon zu Römerzeiten und wohl auch noch lange nach ihnen Waldeinöden. Sie besaßen außerdem nur wenige schmale, zum Ackerbau günstige Ebenen, um so mehr dagegen steile Talschluchten. Erst die spätere Rodungszeit hat dann auch hier für die wachsende Bevölkerung Siedlungsland geschaffen.

Eine besondere Beachtung verdienen die Markungen am Rande der Alb. Sie zeugen von der Sorgfalt, mit der bei der Verteilung des Bodens vorgegangen wurde. Diesen alten Bauerndörfern wurde zunächst das Ackerland auf der Albvorebene zugeteilt. Dann wurde der Viehwirtschaft dadurch Rechnung getragen, daß alle diese Markungen noch mit einem langen, oft schmalen Streifen auf das Weideland der Albhochfläche hinaufreichen. Dies zeigen besonders schön die Markungen Lauterburg, Lautern, Heubach, Bargau, Weiler, Degenfeld, Waldstetten. Manche Gemeinde kam auch dadurch zu ihren Wäldern.

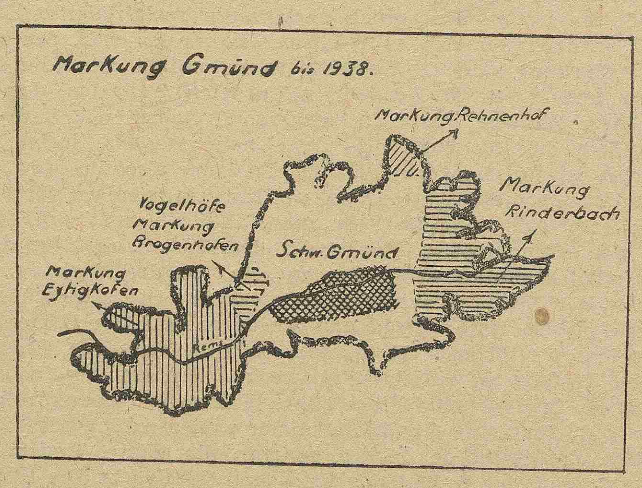
Von all diesen Dörfern wissen wir, daß ihnen gemeinsam war die Dreifelderwirtschaft, der Flurzwang, die Aufteilung der Gewanne, die Streulage des Besitzes, der Herrenhof mit Brühl und Breite. Manches davon hat sich bis in unsere Zeit hinein gerettet, vieles aber kann nur noch durch schwierige Untersuchungen festgestellt werden.

b) Die Markung Gmünd

Die Markung Gmünd ist ganz anderer Art als alle übrigen Markungen unseres Kreises; höchstens läßt sich die Markung Leinzell mit ihr vergleichen. Wann Gmünd seine Markung bekam, ist nicht bekannt; aber die Markung macht so sehr den Eindruck von etwas Künstlichem, etwas Gemachtem, und ist so sehr von allem Anfang an auf Leute zugeschnitten, die keine Bauern sind, daß man berechtigt ist anzunehmen, die Erhebung Gmünds zur Stadt und die Zuteilung einer Markung müssen zu gleicher Zeit erfolgt sein. Während viele Markungen unseres Kreises schwere Einbußen erlitten haben, ist die Markung Gmünd im Laufe der Jahrhunderte an

Fläche bedeutend gewachsen. Ich sehe hier von Wetzgau vollständig ab, das ja erst seit wenigen Jahren zu Gmünd gehört. Es erhebt sich nun die Frage: Was haben wir als ursprüngliche Markung von Gmünd anzusehen? Am einfachsten werden wir darin Klarheit bekommen, wenn wir festzustellen versuchen, was früher nicht zu ihr gehörte.

In alten Akten stoßen wir hin und wieder auf die Bezeichnung „Markung Rinderbach". Demnach hatte also die Burg Rinderbach ihre eigene Markung, deren Umfang wir allerdings nicht kennen. Zur Burg Rinderbach gehörten die Rinderbacher Mühle, die Margarethenkapelle, der Georgishof. Zwischen der Herlikofer Straße und der Aalener Straße liegt das sehr große Gewann „Georgishof", das bis zu Gärtner Deubler herunterreicht und im Osten als „beim Georgishof" an der Hussenhofer Markung endet. Dieses riesige Gewann ist sicherlich der Kern der Markung Rinderbach. Westlich von Gmünd lag die Markung Vogelhof, wohl an der Stelle des abgegangenen Brogenhofen. Diese Markung wurde erst im letzten Jahrhundert aufgehoben. Sie reichte bis in die Nähe des Aluminiumwerkes und begrenzte die Markung Gmünd nach Westen. Anschließend folgte die Markung Eytigkofen. Von ihr sind noch genaue Beschreibungen erhalten. Sie beginnt etwa bei dem schönen Steinkreuz an der Lorcher Straße in der Nähe der Uhrenfabrik Sommer und endet bei der Haltestelle Deinbach. Eytigkofen selbst lag an der Mündung des Rotenbachs. Bei der Erstellung des nördlichen Pfeilers der Straßenüberführung über die Bahn stieß man auf die Fundamente der Eytigkofer Mühle. Der Damm des ehemaligen Mühlweihers war noch bis vor kurzem im unteren Rotenbachtal zu sehen. Es ist auffallend, wie viele kleine Markungen der Remstalstraße entlang sich befinden und sicherlich mit dieser auch in Verbindung stehen. Eine weitere selbständige Markung bildete früher der Rehnenhof.



Zieht man nun diese früher selbständigen Markungen, dazu noch diejenige von Wetzgau von der heutigen Gmünder Markung ab, so bleibt nur noch ein kleines Stück übrig. Dieses reicht etwa von dem Steinkreuz an der Lorcher

Straße bis zu dem Steinkreuz an der Aalener Straße. Vielleicht sind diese beiden Kreuze gar keine Sühnekreuze, als was man sie bisher angesehen hat, sondern Grenzmarken der früheren Markung Gmünd. Dann wäre die dem gotischen Kreuze an der Aalener Straße eingegrabene Jahreszahl so zu verstehen, daß sie von einem älteren Steine übernommen ist.

Betrachten wir nun die alte Gmünder Markung! Sie ist ganz in Täler eingebettet und hört haarscharf da auf, wo mit den Hochflächen der Getreidebau beginnt. Nur auf der Bettringer Höhe greift sie etwas auf das Flachland über, da aber trägt die Flur bezeichnenderweise den Namen „Hardt", das heißt lichter Wald. Als Gmünd seine Markung bekam, war diese sicherlich ein geschlossenes Waldland, und zwar der letzte Ausläufer des großen Waldgebietes, das sich von Schorndorf und Welzheim gegen das obere Remstal hinzog. Solche großen Waldgebiete aber waren im Mittelalter Königsgut. So ist wohl anzunehmen, daß es Friedrich Barbarossa war, der seiner Stadt auch die Markung gab. Geologisch gesehen umfaßt diese die damals versumpften und durch Hochwasser gefährdeten Talböden der Rems und einiger ihrer Zuflüsse, dann die mageren Talhänge des Stubensandsteins und darüber das Rutschgelände des Knollenmergels. Keine dieser drei Bodenarten ist für Ackerbau günstig. So kann also die Markung Gmünd nicht für Bauern herausgeschnitten worden sein, sondern für Handwerker, Händler, Fuhrleute, Dienstknechte usw. Dadurch hebt sich die Markung Gmünd von allen anderen Markungen des Kreises ab. Nur die Markung Leinzell scheint ähnlich entstanden zu sein. Da der Markung Gmünd von Anfang an der Ackerbau fehlt, ist auch von der Dreifelderwirtschaft nichts zu spüren, ebenso fehlen Brühl und Breite, es fehlt der Herrenhof mit seinen Rechten, es fehlt auch die Zerstückelung der Gewanne. Gmünd war also von allem Anfang an auf das Handwerk angewiesen und mußte bestrebt sein, sich ein landwirtschaftliches Hinterland zu erwerben. Wohl wurde bei uns der Wald im Laufe der Jahre immer weiter zurückgedrängt. An seine Stelle trat aber nicht der Acker, sondern die Wiese. Und so finden wir im alten Gmünd eine bedeutende Vieh- und Schafzucht. Die Wirte, Metzger, Bäcker, Fuhrleute, aber auch die Handwerker, ja selbst die höchsten städtischen Beamten besaßen Rinder- und Schafherden. Große Weiden waren rings um die Stadt. In manchen unserer Wälder kann man noch die aufgesplitterten Viehwege feststellen, so gleich im Eingang zum Taubental. Von 1639/1690 finde ich folgende Viehweiden verzeichnet: Viehweide am Waldstetter Bach, Viehweide unterm Buch, Viehweide am Wetzgauer Bach, Viehweide im Klarenberg, Viehweide unterhalb der Kreuzmühle, Viehweide beim Ramsnest, Gmünder Viehweide auf dem Krimmel bei Herlikofen, gemeine Viehweide auf dem Lindenfirst.

Für die Waldungen auf der Gmünder Markung ist weiterhin bezeichnend, daß sie vollständig in den Händen der Stadt oder des Staates sind. Auch hier fehlt die Zersplitterung des Waldbesitzes, wie wir sie in vielen anderen Markungen haben. Noch im letzten Jahrhundert wurden im Zeichen des Hopfenbaus die Kleine Schweiz und das vordere Taubental entwaldet. Wäre es nach den Bierbrauern gegangen, so würden noch weitere Waldungen dem Hopfenbau zum Opfer gefallen sein. Die Pläne liegen vor. Zum Glück wurden sie nicht ausgeführt, und so tritt heute noch, und hoffentlich für alle Zeiten, der Wald bis an die Häuser unserer Stadt heran.



Nummer 11 SCHWÄBISCH GMÜND, Oktober 1951 12. Jahrgang

Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Die Stauferzeit

Die erste Urkunde, welche den Namen unserer Stadt enthält, stammt bekanntlich aus dem Jahre 777. Es ist das Testament des Abtes Fulrad vom Kloster Saint Denis (bei Paris). Nun schweigt alles fast volle 400 Jahre lang. Erst im Jahre 1162 erhellt plötzlich eine Urkunde blitzartig das Dunkel und zeigt uns Gmünd in engster Beziehung zur großen Politik der Staufer. Inhaltlich ist das Schriftstück ohne Belang. Er erzählt, daß Kuno von Utingkofen dem Kloster Lorch zwei Leibeigene geschenkt hat. Wichtig wird die Urkunde durch die am Ende aufgeführten 15 Zeugen. Bei ihnen steht das bedeutsame Sätzchen: „Hii omnes Gimundin erant cives." Das heißt, daß alle diese Zeugen Gmünder Bürger waren (Wirt. Urk. Buch II S. 139). Eine etwas spätere Urkunde von 1188, welche die Güter Friedrichs I. aufzählt, bezeichnet Gmünd geradezu als burgum, also als Stadt (Wirt. U. Buch II S. 256). Nach diesen beiden Urkunden war also Gmünd zweifellos mindestens seit 1162 eine Stadt, und zwar war Gmünd die erste Stadtgründung der Staufer in Schwaben. Selbst Ulm wird 1163 noch als Dorf bezeichnet. Nun aber setzen in rascher Folge die staufischen Städtegründungen in Schwaben ein. Fast alle unsere bedeutenderen Städte gehen auf diese Zeit zurück. Die alten Städte sind also keineswegs groß gewordene Dörfer (wie etwa die neue Stadt Schwenningen), sondern bewußte Neuschöpfungen, Neugründungen der Staufer oder des hohen Adels. Wo eine bestehende Siedlung geeignet war, wurde sie zur Stadt erhoben, wo nicht, wurde ohne jede Rücksichtnahme eine neue Stadt neben die alte Siedlung gesetzt. So entstanden Geislingen neben Altenstadt, Bopfingen neben Oberdorf, Lauffen Stadt neben Lauffen Dorf, Altensteig Stadt neben Altensteig Dorf. Umgelegt wurden auch Göppingen, Balingen, Nagold u. a. Bei Gmünd wurde eine Verlegung nicht für notwendig

erachtet; sicherlich aber haben die Staufer auch hier, wenn sie es für nötig hielten, mit starker Hand in den Grundriß der alten Marktsiedlung eingegriffen, und so manches Rätsel, das uns der Gmünder Stadtplan aufgibt, dürfte auf solche unmittelbare Eingriffe der Staufer zurückzuführen sein.

Was macht das Wesen der Stadt aus?

1. Jede Stadt besaß das Marktrecht.

2. Als Marktort war sie befestigt und bot so weitgehenden Schutz.

3. Jede Stadt bildete einen eigenen Gerichtsbezirk mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit und war dadurch deutlich aus der Umgebung herausgelöst. Mit der näheren Umgebung bildete sie ein wirtschaftliches Ganzes. In Wirklichkeit waren die Städte große Lagerburgen, die den veränderten Erfordernissen der Zeit angepaßt waren. Daher hießen sich die Einwohner mit Recht Bürger, also Burgbewohner. Eine solche Gründung konnte aber nur der vornehmen, der das Recht hatte, den Markt und die hohe wie niedere Gerichtsbarkeit zu verleihen. Das war vor allem der König und nach ihm der hohe Adel. So sind also unsere Städte bewußte Neugründungen.

Gegenüber den Landbewohnern hatten die Städter große Vorrechte. Wer ein Jahr und einen Tag in der Stadt weilte, ohne von seinem Herrn angesprochen worden zu sein, erhielt die persönliche Freiheit. „Stadtluft macht frei." Ferner bekamen die Stadtbewohner die ihnen zugewiesenen Hofstätten als freie Erblehen.

Was versprachen sich die Staufer von ihren Städtegründungen? Die Staufer hatten die Städte in Italien kennen und schätzen gelernt. Nun schwebte den Staufern als bedeutendstes Ziel der deutsche Einheitsstaat unter Führung des Königs vor Augen. Dem aber stand vor allem der Eigenwille der Fürsten im Wege. Besonders waren die Welfen zu fürchten, die an Macht kaum hinter den Staufern standen. Die Staufer mußten sich also ein möglichst großes Gebiet verschaffen, das von den Fürsten völlig unabhängig war. Das war vor allem ihr eigenes Hausgut und dann das Eigentum des Reiches. Hausgut und Reichsgut wurden zusammengeworfen, erledigte Lehen eingezogen und nicht wieder verliehen, sondern durch Beamte verwaltet. Viele Lehen, besonders auch Kirchenlehen, wurden zum Reiche gezogen. Besonders großen Zuwachs erhielt das staufische Gut durch die welfischen Besitzungen, die dem Reiche verfallen erklärt wurden. Wäre die staufische Politik 100—200 Jahre folgerichtig weitergeführt worden, so wäre noch im Mittelalter ein gewaltiger deutscher Einheitsstaat entstanden, dem niemand hätte widerstehen können.

Zur Sicherung des staufischen Gutes — und dies war jetzt gleichbedeutend mit Reichsgut — bedurfte es der großen Lagerfestungen oder Städte. Die Burgen auf den Bergen reichten nicht mehr aus. Die Hauptangriffe hatten die Staufer von Osten, von Bayern her zu befürchten, da die Welfen Herzöge von Bayern waren. In diesem Kampf sollte nun Gmünd das letzte Bollwerk der Staufer bilden, ehe mit einem Angriff auf ihre Burg selbst begonnen werden konnte. Gmünd war sehr wichtig durch die Remstalstraße, welche den bedeutendsten Verkehrsweg nach Osten darstellte. Immer enger legte sich der Ring der Befestigungen um die Burg Hohenstaufen. Mit einem Halbmesser von etwa 2 Stunden begegnen wir folgenden Befestigungen: Gmünd, Lindach, Waldau, Elisabethenberg, Rechberghausen, Göppingen, Staufeneck, Ramsberg, Scharfenschloß, Rechberg. Der Ring ist geschlossen.

Inmitten desselben thronte die mächtige Stauferburg. Ein weit gezogener Außengürtel schloß sich an, der hauptsächlich wieder gegen Osten sicherte: Ulm, Donauwörth, Giengen a. B., Bopfingen, Dinkelsbühl u. a. So war die Sicherung gegen die Welfen so stark, daß tatsächlich kein Angriff aus Bayern gegen die Staufer gewagt wurde. Neue Städtegründungen machten den Schutzwall immer dichter.

Bestand anfänglich das staufische Gut aus weit auseinanderliegenden einzelnen Stücken, so schlossen sich diese immer mehr zusammen. Ein straffer Beamtenstaat wurde aufgezogen. Größere Gebiete wurden durch staufische Landpfleger, kleinere durch Reichsvögte verwaltet. Die Städte hatten ein eigenes staufisches Schultheißenamt, zu dessen Sitzungen aus der Bürgerschaft Schöffen gestellt wurden, ursprünglich nur mit beratender Stimme. Die Reichsbeamten waren noch allmächtig. Die Städte aber verstanden es, in den wechselvollen Kämpfen der Kaiser sich ein Recht um das andere zu sichern; auch mußte den Städten während der Kriegsläufte manches Recht eingeräumt werden, da nicht immer die Reichsbeamten bereit gestellt werden konnten. Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ab bildet sich neben dem Reichsschultheißen in den Städten ein Rat aus, dessen oft wechselnder Vorstand der Bürgermeister war. Immer mehr sank die Bedeutung des Schultheißen; in gleichem Maße aber stieg die Macht des Bürgermeisters, so daß schon während der Stauferzeit die Städte eine ganz andere Entwicklung nahmen, als ursprünglich gedacht war. Doch blieben sie noch lange Zeit die festesten Stützen der kaiserlichen Macht.

Die Städte wurden für die Hohenstaufen bald ihre beste Geldquelle. Sie wurden mit einer recht einträglichen jährlichen Steuer, der Bede, belastet. Auch außerordentliche Steuern, Schatzungen genannt, wurden erhoben. Dazu kamen die Gelder für die Gerichtskosten, die Durchgangszölle, die Abgaben für das königliche Geleite. Ferner gehörten dem König der Judenzoll, das Markt- und Standgeld, ferner die Einkünfte der Waage und Eiche, ferner als indirekte Steuer das Ungeld (eine Verbrauchersteuer) und der allerdings sehr niedere Zins aus den Hofstätten.

Woher bekam die Stadt ihr Menschenmaterial? Auf den Dörfern saß der niedere Adel. Er zog vielfach in die neu gegründeten Städte oder schickte wenigstens die nachgeborenen Söhne dorthin. Dort finden wir nun den niederen Adel als die Geschlechter. Sie haben die Stadtämter in der Hand und bildeten eine wehrhafte Besatzung. Der nichtadelige Teil der Bevölkerung bestand aus zugezogenen Bauernsöhnen und Handwerkern, denen die Freiheit der Städte so sehr zusagte, daß ein dauernder Zustrom vorhanden war. Dem König lag alles daran, einen tüchtigen Handwerkerstand in den Städten zu wissen, namentlich Waffenschmiede. Auch zur Besatzung wurden die Bürger herbeigezogen. Unter den Adeligen finden wir hier die Igginger, Möcklinger Herlikofer, Eutigkofer, Brogenhofer, Rinderbacher u. a., unter den Bürgern die Beiswanger, Ulmer, Eßlinger, Heller, Bopfinger, Brenkhofer (Brainkofer), die Eschach, Hirschmüller, Katzenstein, Murrhardt, Rechenberg, Sontheim, dann viele mit Berufsnamen, wie Schneider, Schmied, Sporer, Plattner, Bader, Krämer, Fischer, Gläser, Holtzwarth, Jäger, Spindler, Seiler, Stahl, Vogt, Weißgerber, Wingert, Wißbier, Woller und Ziegler.

Quellen: Weller Karl: Gie staufische Städtegründung in Schwaben. **Besiedlungsgeschichte Württembergs. Württembergische Geschichte.**



Nummer 12 SCHWÄBISCH GMÜND, November 1951 12. Jahrgang

Zur Geschichte der Reichsstadt Gmünd

Albert Deibele (Fortsetzung)

Die freien Bauern nördlich der Rems

Zur Stärkung ihrer Macht errichteten die Staufer allenthalben Städte, also Lagerburgen. Diese standen ihnen mit Leuten und Geldmitteln uneingeschränkt zur Verfügung. Die schweren Kämpfe mit den Welfen und anderen Großen zwangen die Staufer, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und durch planmäßige Besiedlung geeigneten Geländes ihre Macht weiter zu steigern. Das beste Siedlungsland war längst in den Händen der Bauern. Was noch menschenleer war, waren einzelne größere Waldgebiete, Heiden und Moore. Diese gehörten von jeher zum Königsgut.

Vor den Toren der Kaiserburg lag der große Welzheimer Wald. Nur die eingestreuten Inseln des Schwarzen Juras weisen auf alte Siedlungen hin, und auch diese scheinen zur Zeit der Staufer noch nicht ganz ausgebaut gewesen zu sein. Das Gebiet des Waldes hatte fast nur mageren Sandboden. Das war gerade keine verlockende Aussicht für siedlungslustige Bauern, und diese gab es in jener Zeit in großer Zahl. Damals war ja die Besiedlung des Ostens im vollen Gange. Lockte bei uns der Boden nicht, so mußten Freiheiten locken. Zu jener Zeit saßen bei uns die Bauern als Leibeigene oder Lehensleute. Beiden war gemeinsam, daß sie kein Eigentumsrecht an ihre Höfe hatten. Die Besitzer der Grundstücke waren Adel und Kirche.

Die Staufer erschlossen nun den Welzheimer Wald, der ihnen als angrenzendes Gebiet besonders wichtig war. Wer Jahr und Tag unangefochten in diesem Gebiet sich niedergelassen hatte, war persönlich frei. Frei, also Eigentum, waren auch die Grundstücke und der Wald, der zum Hofe zählte. Als Herrn hatten diese Bauern nur den König über sich, der seine Rechte durch den Freivogt ausüben ließ, bei uns wohl durch die Herren von Rechberg. Die Bauern übten auch die Rechtsprechung aus. Die Leitung des Gerichts bekam auf Vorschlag der Beteiligten ein Einheimischer vom König verliehen.

Dieses Bauerngericht befaßte sich mit der niederen Gerichtsbarkeit (Liegenschaften, Erbsachen und geringeren Straffällen), wie auch mit dem Hochgericht, das schwerere Fälle, wo es an „Haut und Haar" ging, bearbeitete. Auch die Verwaltung war großenteils in den Händen der Bauern. So lebten also im Welzheimer Wald freie Bauern, die etwa die gleichen Rechte hatten wie die Bürger der Reichsstadt. Die freien Bauern waren natürlich nicht frei von Abgaben, so wenig wie die freien Städter. Sie leisteten diese in Form von Geld oder Erzeugnissen des Hofes. Der Waibel war der Vorstand. Er hatte die Leute zu laden, die königlichen Steuern einzuziehen und die Urteile zu vollstrecken. Das Niedergericht tagte dreimal im Jahre. Die freien Bauern leisteten auch Kriegsdienste, allerdings nur in der Heimat.

Die Bauern schlossen sich zu größeren Genossenschaften zusammen. In unserer Gegend waren es zunächst die Siebzehner, 17 Bauern zwischen Alfdorf und Gschwend. Zu ihnen gehörte der Deschenhof und Stixenhof, dann Höfe in Nardenheim, Hintersteinenberg, Vordersteinenberg, Seelach und Altenberg. Sie saßen fast geschlossen auf dem Boden des Klosters Lorch, also auf staufischem Besitz. Ihre Gerichtsstätte war zu Seelach. Dort lag auch der Waibelhof. Noch heute erinnert der „Gerichtswasen" an jene alte Zeit. Die Kleider der Gerichtsschöffen und das Richtschwert sollen sich noch lange in Seelach erhalten haben. Doch wissen die heutigen Bewohner nichts mehr davon.

Viel umfangreicher war die Genossenschaft der „Freien Leute in der Waibelhube". Auch sie saßen auf altstaufischem Grund und Boden, aber nicht mehr geschlossen wie die Siebzehner, sondern weit zerstreut von Kaisersbach, Pfahlbronn und Holzhausen bis Hussenhofen, Mögglingen und Bettringen. Der größte Teil mag in unbewohntem Waldgebiet angesiedelt worden sein; viele wurden aber in alte Dörfer und Weiler zwischen unfreie Bauern gesetzt. So war es zu Bettringen, Mögglingen, Mulfingen, Göggingen u. a. O. In diesen Gemeinden mußte es zu jener Zeit noch Raum für neue Siedler gegeben haben. So wohnten also in der Waibelhube freie und unfreie Bauern durcheinander. Der Sitz der Waibelhube war zu Ruppertshofen.

Nach dem Untergang der Staufer hatten die freien Bauern ihre Schutzherren verloren. Württemberg gab sich nun alle Mühe, das Erbe der Staufer sich anzueignen. So kamen auch die freien Bauern im Walde zu jener Zeit unter die Oberlehensschaft von Württemberg, von diesem an die Schenken von Limpurg. Das Rückgrat der freien Bauern war gebrochen. Stück für Stück ihrer alten Freiheiten gingen verloren. Viele ihrer freien Höfe wuden durch den Adel und die Klöster aufgekauft. Auch Gmünd erwarb sich viele waibelhubige Güter. So schmolz der freie bäuerliche Besitz immer mehr zusammen. 1557 tauschten Gmünd und Limpurg zur Abrundung ihres Gebietes viele waibelhubige Höfe aus. Die Bauern mußten tatenlos zusehen. Das zeigt am besten, wie eingeschränkt damals schon ihre Freiheiten waren. Kurz vorher war allerdings auch der Bauernkrieg zu Ende gegangen. Die Zeit des „Freien Waibelhubgerichts" hörte nun praktisch auf. Die freien Bauern wurden Landesuntertanen. Was sie aber durch alle Jahrhunderte sich retteten, war das Eigentumsrecht an ihren Höfen und Gütern, soweit sie diese eben nicht verkauft hatten. Wir sehen in diesen freien Bauern im Walde ein Stück der weltweiten staufischen Politik, einen Mauerstein in ihrem weitgespannten Staatsgebäude. Ihr Reich ist zerfallen, seine Bausteine liegen heute noch als

vielfach unverstandene Blöcke an der Straße des Weltgeschehens. Heute, wo neue Trümmer unsere Wege säumen, erregen sie wieder unsere Aufmerksamkeit, und wir fragen uns, wo würden wir stehen, wenn der staufische Weltbau gelungen wäre?

Man hat diese, besonders von Karl Weller klar herausgestellten Verhältnisse da und dort zu entkräften versucht; Wellers Ausführungen aber sind so zwingend in die Stauferpolitik eingebaut und werden durch Einzeluntersuchungen so sehr gestützt, daß sie in ihrem Grunde nicht erschüttert sind.

Schwäbisch Gmünd vor 150 Jahren

Eugen Menger

Unsere Zeitgenossen in dem heute geschäftigen Gmünd interessieren sich zweifellos dafür, wie es vor 1½ Jahrhunderten, also zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in unserer Stadt ausgesehen hat und wie unsere Vorfahren gelebt haben. Das folgende kleine Bild entnehmen wir der um diese Zeit erschienenen „kurzgefaßten Geschichte und Beschreibung der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd“ von dem Rechbergischen Pfarrer Joseph Alois Rink in Böhmenkirch und der um 1804 erschienenen Schrift „Neu-Wirtemberg“. Zunächst eine Darstellung vom damaligen Zustand Gmünds und seiner Umgebung:

Das Oberamt Gmünd liegt um die Flüsse Rems und Lein (in der Beschreibung von Neu-Wirtemberg heißen sie Remse und Leine). Es grenzt nördlich an Limpurg und Ellwangen, östlich an Aalen, südlich an Heidenheim und Rechberg und westlich an das Amt Lorch. Das Klima ist gemäßigt, denn nur eine kleine Meile westwärts wächst noch Wein. In den Gärten findet man Melonen von der besten Gattung und mehrere kleine Orangerien. Die Waldungen sind ansehnlich. Nadelholz ist häufiger; auf den höchsten Bergen des Aalbuchs, bei Minhof und Kitzing, sind schöne Buchenwaldungen. Doch klagt der Verfasser über „unwirtschaftliche Behandlung und das schändliche Aushauen“ der Wälder. Baum- und Obstkultur ist gering; erst neuerlich wurden Versuche gemacht, besonders in der Stadt, die Baumkultur zu heben. Viehzucht, besonders des Rindviehs, stark und Hauptnahrungsquelle des Bezirks, in der Stadt dagegen gering, nur 200 Melkkühe. Bevölkerung des Oberamts im Verhältnis zu Ellwangen und Heidenheim sehr stark; in seinen 3 Quadratmeilen enthält es 15 000 Menschen. Das Oberamt zählt 1 Stadt, 13 Pfarrdörfer, viele Benefizien, 6 Klöster, 30 andere Dörfer und Weiler und 30 Höfe, zusammen 74 Orte. Die Gmündischen Dörfer sind größtenteils schön und gut gebaut, namentlich die an der Landstraße liegenden. Die Dörfer Hussenhofen, Möklingen und Bebingen enthalten so große und schöne Wirtshäuser, als man sie nur in Städten erwarten kann. Die Bauart ist meist Holz, doch trifft man nicht nur in der Stadt, sondern auch auf den Dörfern steinere Häuser an und sehr viele, deren unterstes Stockwerk aus Stein ist. Die Dächer sind meist mit Ziegeln gedeckt, doch siehet man auch Schindeldächer. Fabriken sind keine im Lande, doch werden viele baumwollene Mützen, Strümpfe, Handschuhe, Tücher, hölzerne Tabakspfeifen, viele Messing-, Silber- und Goldarbeiten verfertigt und damit ein Handel in entfernte Gegenden geführt, wofür vieles Geld ins Land kommt. Der Handel mit gesponnenem und gebleichtem Baumwollgarn ist ganz beträchtlich. Die